

Ute Schall

Die rote Kalesche

Eine Familiensaga



Edition Noëma

Ute Schall

Die rote Kalesche

Eine Familiensaga

Ute Schall

DIE ROTE KALESCHE

Eine Familiensaga

Edition Noëma

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

ISBN-13: 978-3-8382-7840-7

Edition Noëma

© *ibidem*-Verlag, Stuttgart 2023

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und elektronische Speicherformen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, stored in or introduced into a retrieval system, or transmitted, in any form, or by any means (electronic, mechanical, photocopying, recording or otherwise) without the prior written permission of the publisher. Any person who does any unauthorized act in relation to this publication may be liable to criminal prosecution and civil claims for damages.

Meiner Schwiegertochter Natalia herzlich zugeeignet

| | |
|---------------|----|
| Aufwärts..... | 9 |
| Vorwort..... | 11 |

Erster Teil

| | |
|---|-----|
| Die unbequeme Tochter | 17 |
| Am Anfang war ein Forsthaus | 31 |
| Geschichte Napoleon Bonaparte | 47 |
| ... und ein herrschaftliches Gut..... | 53 |
| Abgründe..... | 71 |
| Alltag einer Ehe | 91 |
| Das Wunder..... | 109 |
| Geschichte Die Hochzeit des 19. Jahrhunderts..... | 133 |
| Der Herr und das Mädchen | 141 |
| Der Name Lazarus..... | 175 |

Zweiter Teil

| | |
|--|-----|
| Gestatten, mein Name ist Indra..... | 205 |
| Die Indras | 225 |
| Freude und Leid | 239 |
| Schicksalsjahre | 255 |
| Bitte recht freundlich..... | 271 |
| Ereignisse..... | 289 |
| Die Ehrung und andere Vorkommnisse | 305 |
| Die späte Hochzeit..... | 319 |
| Wanderer zwischen den Welten | 333 |
| Krieg | 349 |

| | |
|--|-----|
| Geschichte Das Ende der Habsburger | 387 |
| Dritter Teil | |
| Die andere Seite | 399 |
| Wehe den Besiegten! | 437 |
| Fernes, fremdes Land..... | 453 |
| Abschied | 473 |
| Die Überfahrt und „Küss die Hand, Großmama!“ | 491 |
| Geschichte Die wilden Zwanziger... .. | 509 |
| Lebenslinien | 513 |
| Glücklos | 529 |
| Traurige Jahre..... | 547 |
| Geschichte „Heim ins Reich!“ | 565 |
| Weitere Schicksale | 575 |
| Wohin soll das „führern“? | 597 |
| Kriegsbeginn | 609 |
| Geschichte Der Zweite Weltkrieg | 629 |
| Geschichte Die Endlösung (1939 bis 1945)..... | 643 |
| Krieg - der Anfang | 651 |
| ... und kein Ende | 667 |
| Am Wendepunkt | 681 |
| Tod..... | 697 |
| ... und Leben | 715 |
| Der Anfang vom Ende | 733 |
| Ende mit Schrecken..... | 749 |

| | |
|--------------------------------------|-----|
| Geschichte Die traurige Bilanz | 769 |
| Die Vertreibung | 777 |
| Geschichte Der Neubeginn | 795 |

Vierter Teil

| | |
|----------------------------|-----|
| Neubeginn | 807 |
| Zu unbekanntem Ufern | 821 |
| Ein neuer Anfang..... | 839 |
| Die Nachkriegsjahre..... | 857 |
| Unruhige Zeiten..... | 871 |
| Irrungen, Wirrungen..... | 893 |
| Wie die Zeit vergeht..... | 911 |
| Eros und Tanatos..... | 929 |
| Erinnerungen | 943 |
| Haus ohne Hüter | 957 |
| Ein Wort zum Schluss..... | 971 |

Aufwärts...

„Sie ist wieder da, Großmama, die rote Kalesche. Ich habe es dir ja versprochen. Noch ist sie klein und unscheinbar. Aber sie wird groß werden, und stattlich wird sie sein, ein prunkvolles Gefährt, und alle werden sie bewundern und „Ah!“, rufen, und ihr die gebotene Achtung erweisen. Und sie wird uns hinauftragen zu den Sternen.

Per aspera ad astra.

An einem anderen Ort. Zu einer anderen Zeit. In einem anderen Leben.“

Maximilian betrachtete die bleichen Züge, die ihm vertraut und doch so fremd waren. Das Gesicht der Großmutter war eingefallen, strahlte aber Ruhe und Frieden aus. Und für einen kurzen Augenblick war ihm, als husche über die blassen Lippen der Toten ein verschwörerisches Lächeln.

Dann drückte er der alten Dame noch einmal die Hand, stand auf und stieg die wenigen Stufen hinab, die zur Straße führten. Dort wartete, rot lackiert wie dunkles Blut, sein erster eigener Wagen, ein kleines, schnuckeliges Gefährt, das unter der mittäglichen Sonne glänzte.

Noch einmal blickte der junge Mann zurück, zu den Fenstern von Großmutter's Haus hinauf, in denen sich das Blau des Himmels spiegelte, klar und makellos. Dann drehte er den Schlüssel um, legte den Gang ein und fuhr davon, einer hoffnungsvollen Zukunft entgegen.

Vorwort

Der Höhepunkt der Geschichte, die ich zu erzählen habe, liegt viele Jahrzehnte zurück. Er reicht in eine Zeit, in der die Röcke der Damen noch züchtig die Knöchel bedeckten, die Hüte, so groß wie Wagenräder, auf hochgesteckten Löckchen schwankten und die Taillen so eng geschnürt waren, dass Ohnmachtsanfälle an der Tagesordnung und geradezu Mode waren. Der Beginn meiner Erzählung aber ruht noch tiefer im Brunnen der Vergangenheit. Es ist die Geschichte einer Familie, der von Generation zu Generation weitergereichte Bericht über ihren Aufstieg und ihren Fall, der stellvertretend steht für das Schicksal all derjenigen, denen ein Herr Hitler und seine Schergen alles genommen haben, was ein lohnenswertes und erfülltes Leben ausmacht, Wohlstand, gesellschaftliche Stellung, Heimat und eine menschenwürdige Existenz.

Mein Bericht spielt sich zu einem Gutteil in der Hauptstadt Mährens ab, die damals Brünn hieß und heute Brno genannt wird, die vor dem Krieg fast eine halbe Million Einwohner gezählt haben soll – so berichten es jedenfalls die Brüner – und heute nur noch etwas mehr als die Hälfte, wenngleich sie sich, so hört man, als Zentrum moderner Techniken und Industriestandort allmählich erholt. Brünn war zu jener Zeit, allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz, eine deutsche Stadt, die tschechische Bevölkerung befand sich in der Minderheit. Doch hatten sie über Jahrhunderte einigermaßen friedlich zusammengelebt, Deutsche, Tschechen und Juden, wenn auch die Deutschstämmigen gern unter sich blieben. Man pflegte die eigene Kultur

und traf sich nur mit seinesgleichen, ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert vor allem im Deutschen Haus, das geradezu symbolisch und als Provokation für den Anspruch stand, einer vermeintlichen gesellschaftlichen Elite anzugehören. Brünn war die Heimat von deutschen Wissenschaftlern und Künstlern, die Weltruhm genossen, Sigmund Freud etwa, Robert Musil und Gustav Mahler. Gregor Mendel dachte dort über die Erbgesetzmäßigkeit nach.

Die mährische Hauptstadt galt auch als „Vorort“ von Wien, das über die bereits im Jahr 1839 eingerichtete Eisenbahnlinie rasch zu erreichen war, und, glaubt man auch hier ehemaligen Brünnern, so bemühte sie sich stets, der großen Schwester in jeder Hinsicht nachzueifern.

In Wien regierte Franz Joseph I., Kaiser von Österreich und König von Ungarn. Eigentlich hatte er schon immer regiert. Es gab kaum noch jemanden, der sich erinnerte, dass jemals ein anderer regiert hätte. Alt war er, der Kaiser, und einsam. Aber das war er ja schon immer gewesen. Sein Leben war geprägt von Verzicht und Verlust: Die kleine Sophie hatte ihn verlassen, das Töchterl, das ihm während einer Ungarnreise zweijährig gestorben war. Wie lange war das her! Es kam ihm vor wie eine Tragödie aus einer anderen Zeit; den Bruder hatte man ihm genommen, Maximilian, den Kaiser von Mexiko. Rudolph, sein einziger Sohn, hatte sich erschossen, und sogar seine Elisabeth, die geliebte Sisi, war ihm vorausgegangen. Aber sie hatte ja ohnehin nie seine Einsamkeit teilen wollen. Immer war sie herumgehetzt in der ganzen Welt, ausgebrochen aus dem goldenen Käfig, in den man sie schon mit 16 Jahren gesperrt hatte, geflüchtet vor ihren Pflichten als Landesmutter und vor ihm, ihrem

Mann und Kaiser. Auf Madeira hatte sie sich monatelang von einer Krankheit erholt, in England Freunde besucht, auf Korfu einen Palast gebaut (für den sie sich, kaum dass er fertig gestellt war, nicht mehr interessierte). Nur den Ungarn hatte sie immer ihre volle Aufmerksamkeit geschenkt, ihnen die Treue gehalten. Eine skandalumwitterte Frau. Und selbst ihr gewaltsames Ende in Genf sorgte noch einmal für weltweite Aufmerksamkeit...

Franz Josephs Bart war über allen Sorgen grau geworden, das dünne Haupthaar ebenso. Bald würde man auch seinen Nachfolger erschießen, Franz Ferdinand, den er zähneknirschend gewählt hatte, es gab ja sonst niemanden mehr. Aber das wusste er damals noch nicht. Noch ging alles seinen gewohnten Gang. Die täglichen Fahrten von der Hofburg, wo er regierte, hinaus nach Schönbrunn, in sein Prachtschloss, wohin ihm die Sorgen folgten, die wöchentlichen Audienzen, bitte sehr! „Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut“. Sein Kammerdiener Eugen Ketterl war der Einzige, der ihm geblieben, mit ihm alt geworden war, zwei knöcherne Fossile aus einer Zeit, an die sich außer ihnen kaum noch jemand erinnerte.

„Das Frühstück, bittschön, Majestät! Und wie immer das Mohnkipferl, Majestät.“ Mit einer leichten Verbeugung stellte der alte Mann das silberne Tablett auf dem Schreipult des Kaisers ab. Franz Joseph pflegte meistens im Stehen zu essen und zu arbeiten. „Dank dir schön, Eugen! Sag, was hört man Neues in der Stadt?“ Der Kaiser tunkte mit zittriger Hand das Gebäckstück in seinen durchsichtigen Morgenkaffee.

„Man munkelt von Krieg, Majestät?“ Der alte Mann verbeugte sich so tief, wie es sein Rheuma noch zuließ. In der weitläufigen Hofburg war es immer kalt und ungemütlich, und auch draußen in Schönbrunn konnte man die großen hohen Räume kaum heizen. Und in Österreich mit seinen schneebedeckten Bergen waren selbst die Sommer mitunter kühl.

„Krieg? Aber nein, wo denken die Leut hin?“, meinte Franz Joseph kopfwackelnd. „Ich hab doch genug Krieg ghabt in meim Leben. Solferino, die Krim, die 48er Unruhen, der ständige Kampf mit den aufsässigen Ungarn. Erinnerst dich, Ketterl? Krieg? Mit mir jedenfalls nicht. Und auch Franz Ferdinand wird kein Interesse daran haben. Auch er nicht.“ Der Kaiser schüttelte das greise Haupt. Sein Diener schwieg, wer wollte auch einem Kaiser widersprechen. Er verbeugte sich erneut. „Wünschen Majestät noch etwas?“, fragte er. Dann wackelte er, vorsichtig den einen Fuß hinter den anderen setzend, rückwärts zur Tür, wie er es vor Jahrzehnten gelernt hatte. Wenn auch das Spanische Hofzeremoniell nicht mehr so streng beachtet wurde wie zu der Zeit, als Erzherzogin Sophie, die kaiserliche Frau Mutter, - Gott hab den alten Drachen selig!- noch das Kommando hatte, schickte es sich nicht, dem Kaiser sein Hinterteil zu zeigen...

Franz Joseph sah dem Alten nach und nickte. „Ja, ja“, seufzte er. „Wer weiß, wie lang uns der Liebe Gott noch beisamm lässt?“ Dann kramte er umständlich seine Taschenuhr heraus, stellte fest, dass der Morgen schon weit fortgeschritten war, schlug die vor ihm auf dem Pult liegenden Akten auf und begann zu lesen.

Erster Teil

Die unbequeme Tochter

„Reli, Reli, du hättest den Ferdinand nehmen sollen, du bleibst uns noch sitzen.“ Der zahnlose Mund der Alten scheint noch mehr eingefallen zu sein und die Falten auf der zerklüfteten Stirn haben sich vertieft. Ihre knöchigen Hände beginnen zu zittern. Man sieht sie kaum unter ihrer weißen Nachthaube mit dem Spitzenvolant, der das greise Gesicht umrahmt wie ein Kranz das Haar einer glücklichen Braut. Vor einigen Tagen war Großmutter Veronika über mehrere Stufen gestürzt, und man hatte schon das Schlimmste befürchtet. Aber Dr. Rosenbaum, der Hausarzt, den man sofort hinzugezogen hatte, hatte grünes Licht gegeben. Nein, Gott, der Gerechte, gebrochen hatte sich die alte Dame nichts. Aber der Schreck. Und überall die Hämatome, also die blauen Flecke, korrigierte er sich. Sie möge ein paar Tage das Bett hüten, um sich zu erholen. „Das wird schon wieder, gnä´ Frau!“, hatte er die Schwiegertochter beruhigt. „Das wird schon wieder.“ Dann hatte er nach seinem Lederkoffer gegriffen, der mindestens so alt und abgeschunden war wie er selbst, und war kopfwackelnd verschwunden.

Dr. Rosenbaum war in Brünn und weit darüber hinaus schon zu Lebzeiten eine Legende, ein Arzt, der für alle Krankheiten ein Kräutlein und tröstende Worte kannte. Er entstammte einer alteingesessenen jüdischen Kaufmannsfamilie, die mitten in der Stadt ein florierendes Bekleidungs- und Tuchgeschäft betrieb und in dem palastähnlichen Bau im ersten Obergeschoss auch wohnte. Sein Bruder Josua

hatte bereits in jungen Jahren die Verantwortung dafür übernommen, nachdem sich der Vater ins Privatleben zurückgezogen und sich David Rosenbaum, der Ältere, für ein Medizinstudium entschieden hatte. Nein, mit Stoffballen und Kleidungsstücken hatte er nichts am Hut. Gott bewahre! Er musste unter die Menschen, die seine Hilfe so dringend benötigten.

Die Indras, deren Hausarzt er gleich nach dem Erwerb seiner Zulassung geworden war, gehörten zu seinen ältesten Patienten. Sie waren wohlhabend und zahlungskräftig, aber darauf kam es David Rosenbaum nicht an. Er hatte auch immer arme Leute behandelt, sie selbstredend ohne Honorar, und so hatte er sich längst den Ruf erworben, ein jüdischer Wohltäter zu sein. Und er war trotz seiner Erfolge und seiner Beliebtheit bodenständig geblieben. Seine unkonventionelle Art stieß manchen ab, doch wer ihn näher kennenlernen durfte, bemerkte bald, dass sich unter der rauen Schale ein weicher Kern verbarg.

Man war jüdischen Bekenntnisses, gewiss. Aber so wenig die sudetendeutschen und allen voran die Brünner Katholiken ihren Glauben auslebten, so wenig Wert legten die Rosenbaums auf ein bibeltreues Judentum. Man gab sich modern und liberal. Allenfalls an den hohen jüdischen Festtagen wie Jom Kippur suchten sie die Synagoge auf, um zum Gott ihrer Väter zu beten. Die wohlhabende Kaufmannsfamilie verkehrte in den ersten Kreisen der Stadt. Abraham Rosenbaum, der Vater, bekleidete zahlreiche Ehrenämter. Er unterstützte soziale Projekte und förderte unter anderem ein Waisenhaus für jüdische Kinder.

Anna Indra geborene Worel, die neben dem Bett der Greisin über einer Stickarbeit saß, sprang besorgt auf. „Bitte, Maman, echauffierens' Ihnen doch nicht gar so. Dr. Rosenbaum hat strenge Ruhe verordnet!“ Missmutig verzog sie das Gesicht. Das fehlte noch, dass ihre Schwiegermutter gerade jetzt Schwierigkeiten machte, wo doch die Ehrung ihres Sohnes Theodor bevorstand, die Krönung seiner beruflichen Laufbahn, der Höhepunkt eines arbeits- und entbehrungsreichen Lebens, die sie alle endgültig in den Kreis der besten Gesellschaft Brünns, ja ganz Mährens aufnehmen sollte. Mein Gott, wie lange hatte er dafür gekämpft, welche Opfer auf sich genommen!

„Aurelia!“, fuhr sie ihre älteste Tochter an. „Großmutter darf sich nicht auf-regen, das weißt du. Du wirst sofort auf dein Zimmer gehen und erst wieder herunter kommen, wenn ich dich rufe. Hast du verstanden?“ Die junge Frau, die sich der Vollendung ihres dreißigsten Lebensjahres näherte, aber aussah, als ginge sie noch zur Schule, klein, mager und unscheinbar, stampfte unwillig auf wie ein trotziges Kind. Ihre schwarzen Augen blitzten. „Gewiss, Maman! Aber den Ferdinand nehme ich trotzdem nicht. Den Ferdinand niemals! Lieber gehe ich ins Kloster.“ Damit rauschte sie zur Tür hinaus, die mit einem kräftigen Knall ins Schloss fiel.

Anna Indra schüttelte verständnislos den Kopf und seufzte. Was war das nur für eine Tochter? Was hatte sie sich da groß gezogen? Wenn sie an ihre anderen Kinder dachte, dreizehn hatte sie geboren, und oft hatte man sie bemitleidet ob der Zahl der vielen Geburten. Aber die Leut' hatten ja keine Ahnung. Sie bekam ihre Kinder leicht, und

viel kümmern hatte sie sich auch nie müssen. Hatte ihr Theodor doch immer für ausreichend Personal gesorgt, Dienst- und Kindermädchen, Mali, die beleibte Köchin, die in ihrem Haus vor Jahrzehnten eine Lebensstellung erhalten hatte und jetzt alt war, und ein Diener, Schani, der eigentlich Johann hieß, alle sonstigen anfallenden Hausarbeiten erledigte und gelegentlich sogar Mali auf den Markt begleitete, um ihr die schweren Einkaufskörbe oder das zappelnde Geflügel zu tragen. Einmal in der Woche kam die Waschfrau und nach Bedarf die Büglerin. Nein, eine Dame aus Adelskreisen hätte es nicht besser treffen können. Zufrieden betrachtete Anna ihre gepflegten Hände, die immer noch schlanken Finger, die so gerne Klavier spielten (auch wenn Theodor oft scherzhaft meinte, seine Frau missbrauche wieder einmal das bedauernswerte Instrument, wenn sie in die Tasten griff), und die professionell manikürten Nägel, die nicht zu lang waren und nicht zu kurz. Auch ihre Figur konnte sich noch sehen lassen. Ihre Taille war schlank geblieben, der Bauch flach. Niemand sah ihr die zahlreichen Schwangerschaften an. Noch konnte sie das füllige Haar über der Stirn auftürmen, wie es gerade Mode war, und nur ab und zu hatten sich graue Strähnen in die gezügelte Lockenpracht geschlichen. Und das war gut so, wie sie, ihr Spiegelbild betrachtend, zufrieden feststellte.

Sie betätigte den Klingelzug und nach wenigen Augenblicken erschien ein junges Mädchen, das sein weizenblondes Haar zu einem dicken Zopf geflochten um den Kopf gelegt trug und artig knickste. Katja, das Stubenmädél.

„Gnä´ Frau wünschen?“

„Geh´ in die Küchen und bringe der Frau Maman eine Tasse Hühnersuppen. Das wird sie stärken. Und Mali soll mit dem Fleisch nicht sparen“, fügte sie der Davoneilenden noch hinzu.

Hühnersuppe war in der Lage, Tote aufzuwecken. Das wusste in Brünn jedes Kind. Sie würde auch der Greisin gut tun und dafür sorgen, dass Maman durchhielt, zumindest bis ...

Aurelia? Anna ließ sich wieder neben dem Bett der Alten nieder, nahm die Stickarbeit auf den Schoß, ergriff Mamans knochige Hand und dachte nach. Es schien ihr, als hätten ihre Sorgen schon mit der Geburt dieser Tochter begonnen, die ihr von allen Kindern den größten Kummer bereitete. Ihre anderen drei Töchter waren längst verheiratet, gut verheiratet. Theodor hatte dafür gesorgt, dass sie standesgemäße Männer bekamen. Maria, die sie Mizzi nannten, etwa den strengen Schulleiter Anton Jelinek, einen nicht nur in Lehrerkreisen angesehenen und gefürchteten Mann; Herma, die eigentlich Hermine hieß, hatte Fritz geheiratet, Fritz Nikodem, der als Magistratsbeamter in den besten Kreisen der Stadt verkehrte und eine besondere Karriere ahnen ließ, und Paula. Sie war Wilhelm Eschler anvertraut worden, der den großen Brünner Bahnhof leitete und immer darauf achten musste, dass der Zug nicht abfuhr, wenn seine Frau eine Reise geplant hatte. Denn Paula bekam jedes Mal, wenn sie sich entschlossen hatte, Brünn für eine Weile oder auch nur für ein paar Stunden den Rücken zu kehren, schlimmste Bauchkrämpfe, die sie auf ein bestimmtes Örtchen zwangen, sodass ihr Gatte stets dafür sorgen musste, dass der Zug erst mit einiger Verspätung

abfuhr. Paula war besonders glücklich. Sie erwartete bereits ihr erstes Kind. Nur Aurelia, ihre Älteste, machte keinerlei Anstalten, sich nach einem passenden Mann umzusehen. Es war nachgerade zum Verzweifeln!

Ferdinand, der, wie sie wusste, so sehr an dieser jungen Frau hing, nun, er wäre der Schlechteste nicht gewesen, hatte doch auch er lange studiert und versprach, nicht nur ein guter, sondern auch ein Ehemann zu werden, der für Frau und Kinder durchaus standesgemäß zu sorgen in der Lage wäre. Und dann seine Herkunft! War doch seine Mutter – der Vater war bereits verstorben – eine wohlhabende Gutsbesitzerin, die in einer fruchtbaren Ebene in der Nähe von Olmütz nicht nur weitläufige Ländereien – die Rede war von mehr als 300 Hektar besten Ackerlandes – , sondern auch eine Mühle und sogar eine Bierbrauerei ihr Eigen nannte und ihre Produkte weit über Mährens Grenzen hinaus vertrieb. Gewiss, auch Aurelia hatte ihre Reize. Mit ihren weichen runden Wangen und den blitzenden Augen, den hoch gewölbten Augenbrauen und dem pechschwarzen Haar glich sie einer jener Puppen, die die Rosenbaums in den Schaufenstern ihres Bekleidungsgeschäftes stehen hatten. Sie war klein, fast zierlich, hatte schmale Hände und winzige Füße, und man hätte sie tatsächlich noch für eine Schülerin halten können, wäre da nicht der leicht trotzige Zug gewesen, der die dünnen Lippen umspielte. Es hätte dennoch gepasst. Ferdinand war acht Jahre älter als sie. Es wäre ihm sicherlich gelungen, die widerspenstige junge Frau, die von der Ehe nichts wissen wollte, zu zähmen. Jedes andere Mädchen hätte sich glücklich geschätzt, hätte ihr einer der Lazarus-Brüder mit so viel Aufmerksamkeit und

Ausdauer den Hof gemacht. Aber was sollte man machen, wenn man eine Tochter hatte, die an Sturheit einem alten Esel nicht nachstand? Und die Zeiten, in denen Eltern die Ehen ihrer Kinder arrangierten, waren Gott sei Dank vorbei. Für Theodor Indra wäre es ohnehin nie in Frage gekommen, seine Kinder gegen ihren Willen in eine Heirat zu zwingen. Man konnte also nur hoffen und beten...

„Wer wollte schon Lazarus heißen?“, empörte sich Aurelia. „Sind die Lazarus nicht Juden? Heißt dieser Name im Deutschen nicht „Gott hat geholfen“? Ich erinnere mich, dass ich einen Lazarus in einem schwarzen Mantel und mit der Kippa auf dem Kopf in der Brauerei herumlaufen sah, als ich einmal mit Viktor seinen Freund Ferdinand auf dem Gutshof besuchte. Und besonders sympathisch war er mir nicht, der alte Griesgram, glaub mir, Maman. Er hat mich damals kaum beachtet, sondern nur kurz von Kopf bis Fuß taxiert, als wäre ich ein Kalb auf dem Viehmarkt, das er bei Gefallen zu kaufen beabsichtigte. Und wie stellst du dir das vor? Soll ich etwa mit Ferdinand zum Beten in die Synagoge gehen? Oder glaubst du, er begleitete mich in eine unserer Kirchen?“

„Mäßige dich, mein Kind!“, empörte sich die Mutter, „und versünde dich nicht! Die Lazarus mögen vielleicht einmal jüdischen Glaubens gewesen sein, aber sie sind längst Christen wie wir. Und überhaupt: Haben wir dich und deine Geschwister nicht gelehrt, alle Menschen, egal welchen Glaubens, gleichermaßen zu achten? Haben wir euch nicht beigebracht, tolerant gegenüber jedermann zu sein? Was soll dein Einwand? Hat nicht sogar unser Kaiser, die allerchristlichste Majestät, gesagt, die Juden sind ehrli-

che Leut', die ihr Leben einsetzen für ihn und ihr Vaterland? Also, ich will davon nichts mehr hören. Du bist fast 30 Jahre alt und kannst froh sein, wenn dich überhaupt noch jemand nimmt. Oder möchtest du als einzige meiner vier Töchter dein Leben alleine verbringen? Papa und ich werden nicht ewig da sein. Wer sollte dann für dich sorgen?"

Aurelia kniff die Lippen zusammen und schwieg. Im Grunde hatte ihre Mutter ja Recht. Vielleicht war Ferdinand doch besser als ein Leben in Abhängigkeit von ihren Eltern oder später gar einem ihrer Brüder.

Ach, war Ferdinand Lazarus eigentlich wieder in Brünn?, überlegte Anna Indra. Um seinem Liebeskummer und der brüskten Abweisung seiner Angebeteten zu entfliehen, war er vor Jahr und Tag traurigen Herzens nach Brasilien aufgebrochen, um dort seine Fähigkeiten als Brückenbauingenieur einzusetzen, Geld zu verdienen und eventuell Karriere zu machen. Die Neue Welt, wie sie immer noch genannt wurde, obwohl sie so neu gar nicht mehr war, galt als Traumziel vieler Studierter und Fachkräfte, die in Europa keine Perspektive und somit keine Zukunft sahen. Nun, sie würde einen ihrer Söhne nach Ferdinand ausfragen, die hatten ja noch sicherlich zu ihrem alten Freund Kontakt. Der Briefverkehr war nie abgerissen, Einladungen aus der Ferne waren nach Brünn gekommen. Es hatte den Anschein, als fühlte sich Ferdinand in dem fremden Land einsam und sehnte sich nach der alten Heimat oder zumindest nach denen, die zu Hause geblieben waren.

Der Tag hatte trüb begonnen. Schwere Wolken hatten sich vor die herbstliche Sonne geschoben und ihr das frühe Licht geraubt. Aber noch am späten Morgen hatte es aufge-

klart, der Himmel war aufgebrochen und erwärmte nun die feuchte Erde. Das Strahlen drang bis in das riesige Schlafzimmer, in dem die Greisin in ihren Kissen lag. Sie hatte sich erschöpft zur Seite gedreht und schlummerte. Geräuschvoll floss ihr gleichmäßiger Atem. Anna betrachtete das vertraute Gesicht, in das die Jahre ihre Spuren gegraben hatten, den mageren Kopf in den aufgebauchten Polstern, seufzte, sah von ihrer Stickarbeit auf und eilte ans Fenster. Die Luft schien klar. Regentropfen hatten sich auf den Blättern der Bäume und Sträucher gesammelt, die schon die Farbe des beginnenden Herbstes angenommen hatten, rot, braun, gelb. Der Winter würde bald kommen. Auch in diesem Jahr. Alles ist im Fluss, überlegte sie. Wie wahr, wie wahr! Sie drehte die Zeit zurück. Damals...

Der Winter hatte sich auch im Jahr 1881 früh angekündigt, der November hatte begonnen, und es war bitterkalt. In der Nacht auf Allerheiligen hatte es heftig geschneit, und wie immer hatte sich am frühen Morgen Familie Indra, Vater, Mutter und zwei kleine Buben, zum Friedhof begeben, um ihrer Verstorbenen zu gedenken, Tannengestecke auf den Gräbern niederzulegen und die obligatorischen Kerzen anzuzünden. Der letzte Sterbefall lag zwar viele Jahre zurück, und die Toten, davon war man überzeugt, hatten nichts davon, aber die Leut'! Galt es doch, den Schein zu wahren. Man war immerhin katholisch, wie sich das für einen habsburgischen Untertan seiner allerchristlichsten Majestät gehörte, aber besonders fromm war man nicht. Kirchgänge allenfalls zu den hohen Festtagen wie Weihnachten oder Ostern. Sonntags nie. Man hatte zu tun und nutzte die freien Wochenenden, um die Buchhaltung des „Unter-

nehmens“, wie das Geschäft in der Familie genannt wurde, zu erledigen. Das Fest des Gedenkens an jene, die den Weg allen Fleisches voraus gegangen waren, aber war eine der seltenen Gelegenheiten, von vielen Bekannten und Freunden gesehen und bemerkt zu werden, sich in Erinnerung zu bringen. Denn ganz Brünn war zu Allerheiligen auf den Beinen. Oder doch jedenfalls die, auf die es ankam.

Theodor Indra gelang es kaum, seinen Zylinder auf dem Kopf zu behalten, so viele Bekannte traf er, doch Anna, die sich bei ihrem Mann untergehakt hatte, stapfte ungelenkt durch den knöcheltiefen Schnee, das Gesicht verzerrt vor Anstrengung und Schmerz. Sie war hochschwanger und rechnete jeden Tag mit der Niederkunft. Sie hoffte, nein, sie war davon überzeugt, dass sie diesmal ein Mädchen gebären würde, zwei Knaben hatte sie schon, ihr Theodor konnte mit ihr zufrieden sein. Die Nachfolge für das „Unternehmen“ war gesichert. Und so es Gott gefiele ... Das Gesicht ein wenig wehleidig, hatte sie Mühe, in ihrem engen Rock, der das Ausholen erschwerte, mit ihrem Mann und den ausgelassenen Buben Schritt zu halten. Und es war ihr ein wenig peinlich, sich in ihrem Zustand vor aller Welt zur Schau zu stellen. Sie ging gesenkten Blicks.

Theodor Ignatius Indra grüßte hier, nickte da. Er sah elegant aus in seiner schwarzen Pelerine, unter der das weiße Seidenfutter hervorblitzte. Selbstbewusst holte er aus. Der große Mann mit den breiten Schultern und dem gewaltigen Schnurrbart strahlte Ruhe, Gelassenheit und Würde aus. Stolz sprach aus seinen bedächtigen Bewegungen. Der erst Dreißigjährige hatte es weit gebracht. „Dekorations- und Zimmermaler“ hatte man dem Eintrag in seinem Trau-

schein hinzugefügt. Pah! Er und Zimmermaler. Das wäre ja noch schöner. Theodor Indra straffte die Schultern und warf den Kopf in den Nacken. Schon früh hatte er die Meisterprüfung abgelegt und sich zum Restaurator fortgebildet. Und Künstler war er auch. Seine Dienste und seine Fähigkeiten waren gefragt. Er beschäftigte bereits zwölf Angestellte, seine Gesellen, und wenn es nach ihm ginge, sollte es nicht dabei bleiben. Kaum eine Kirchengemeinde oder ein Schlossherr in und um Brünn, die ihm nicht schon Aufträge erteilt hätten. Und kürzlich hatte sich sogar ein Auftraggeber aus Linz bei ihm gemeldet. Man schätzte seine Arbeit, sein Können und seine Zuverlässigkeit. Sorgfältig hatte er seine Leute ausgesucht und ausgebildet, sodass er immer weniger selbst Hand anlegen musste und sich aufs Kontrollieren (und Kommandieren, wie seine Gesellen hinter vorgehaltener Hand flüsteren) und gelegentliche Nachbessern beschränken konnte. Aber seine Angestellten liebten ihn, er zahlte nicht nur gut, sondern verlangte von ihnen nicht mehr, als er sich selbst zumutete. Und er war gerecht. Er sparte nie mit Lob, wenn sie es verdienten, und immer stand er hinter ihnen, wenn sie in Schwierigkeiten gerieten. Auf Theodor Indra war Verlass.

Heute genoss er geradezu die Aufmerksamkeit, die ihm hier, auf dem Friedhof, zuteilwurde. „Der Herr Hofrat, einen wunderschönen guten Morgen wünsch ich!“ Theodor lupfte den Zylinder. „Küss die Hand, gnädige Frau!“ Theodor lupfte den Zylinder. „Wünsche wohl geruht zu haben, werter Herr... Grüßen Sie mir bitte die Frau Gemahlin!“ Theodor lupfte... Das Leben war schön, das Glück gehörte dem Tüchtigen, und tüchtig war er, soviel stand fest. Wäre

es nach Theodor gegangen, er hätte den ganzen Tag hier im Freien verbracht und die Gräber all jener aufgesucht, die er einmal gekannt hatte, und gern auch mit dem einen oder anderen Besucher einen kleinen Plausch gehalten, wie er es bisher jedes Jahr getan hatte. Aber Anna fiel das Waten durch die nassen Schneemassen immer schwerer. Ihre Sohlen waren schon durchweicht, sie hatte das Gefühl, nichts anzuhaben, sie fror entsetzlich. Theodor wusste, was ein guter Ehemann seiner Frau schuldig war, überhaupt, wenn sie so kurz vor der Niederkunft stand. Er tätschelte ihre Hand und strebte dem Ausgang zu, um mit seiner Familie die Tram nach Hause zu nehmen. „Wäre nicht schlecht“, meinte er, „wir hätten für heut eine Kalesch gemietet. Aber du warst ja wieder einmal dagegen. Du mit deiner Sparsamkeit.“ „Ja, ja“, meinte Anna kopfschüttelnd und umfasste ihren geschwollenen Leib. „A Kalesch! Am besten auch noch a rote! Bist denn a Baron oder gar a Graf?“

Aurelia Ernestine Gottfriede kam am 8. November im Jahr des Herrn 1881 im Haus ihrer Eltern in den frühen Morgenstunden zur Welt. Die Geburt hatte sich als schwieriger erwiesen als die ihrer Brüder, aber Aurelia schien auf den ersten Blick gesund zu sein. Sie war nur ziemlich klein, das Gesichtchen war verschrumpelt wie das einer Greisin, aber Dr. Rosenbaum, der schon damals die Familie betreut und der Gebärenden die ganze Nacht beigestanden hatte, meinte, man solle sich keine Sorgen machen, das gäbe sich schon. „Und sollte sie nach dem Trinken mehr spucken als andere Kinder“, so riet er, „zamkratzen und wieder reinschieben. Speibete, Bleibete! Und denken´ S, gnä´ Frau, bittschön daran: keine Angst vor Blähungen! Wenn der Arsch

nicht brummt, ist der Mensch nicht gesund. Ich wünsche Ihnen an scheenen Tag.“ Damit verschwand er und ließ sich wochenlang nicht mehr blicken.

Anna trat vom Fenster zurück. Sie hatte Tränen in den Augen. Wie lange war das her? Und jetzt? Sie dachte einen Augenblick nach und klingelte erneut. Katja erschien und knickste.

„Ruf mir, bittschön, meinen Sohn Viktor. Sag ihm, es eilt! Er möge ins Schlafzimmer der Großmutter kommen.“

„Küss die Hand, Maman! Um Gottes Willen, ist etwas mit Großmama? Weshalb haben Sie mich rufen lassen.“

„Ich brauch deine Hilfe als Advokat, Viktor. Setz einen Ehevertrag auf! Deine Schwester Aurelia wird heiraten.“